

Leseprobe

Jenny Erpenbeck
Gehen, ging, gegangen
Roman

Albrecht Knaus Verlag, München 2015
ISBN 978-3-8135-0370-8

S. 58-72



Nach einem weiteren kurzen Moment, in dem nichts gesagt wird, nickt der Leiter und sagt:

Dann wollen wir mal.

12

Das rote Ziegelgebäude, in dem die Flüchtlinge nun untergebracht sind, ist abgesperrt. Von innen. Ein blau Uniformierter schließt ihnen die Tür auf, ein zweiter Uniformierter sitzt im Vorraum hinter einem alten Bürotisch.

Der Sicherheitsdienst braucht jedesmal, wenn Sie das Gebäude betreten, Ihren Ausweis, sagt der Leiter.

In Ordnung.

Es geht um Brandschutz: Wir müssen zu jedem Zeitpunkt wissen, wie viele Menschen im Haus sind.

Wsjo w porjadke, heißt *in Ordnung* auf Russisch, denkt Richard, nickt aber nur und schiebt seinen Ausweis über den Tisch. Das Material, aus dem das unechte Holzfurnier ist, hieß früher *Sprelacart*, wahrscheinlich ist der Tisch noch aus dem Büro der *Volkssolidarität* oder der *Kreisleitung der Partei*.

Nun also dürfen sie an dem Uniformierten vorbei, rechts in den Gang, der zum Treppenhaus führt, sie gehen an einem Zimmer vorüber, dessen Tür ausgehängt ist, in dem Zimmer stehen ein Billardtisch und ein paar Sessel, drei junge, schwarzhäutige Männer sitzen in diesen Sesseln, jeder mit einem Queue in der Hand, aber sie spielen nicht und sagen kein Wort, und Richard sieht auf dem Tisch auch keine Kugeln.

Neonlicht, Milchglasscheiben, die Treppen aufwärts ein lindgrünes Geländer, handgeschmiedete Ranken, die Farbe blättert an einigen Stellen schon ab.

58

Der erste Stock steht leer, da gibt es kein Wasser, erklärt ihm der Leiter.

Im zweiten Stock biegen sie in einen Gang ein. Rechts und links Türen. Auf der Höhe, auf der die Griffe von Rollstühlen an die Wand anstoßen würden, ist zwischen den Türen eine breite Holzleiste befestigt.

Sind die Männer denn um diese Zeit überhaupt da?

Irgendwer immer.

An den Türen stehen noch die Namen der Alten, die zuletzt hier untergebracht waren. Ob die schon tot sind inzwischen? Oder anderswohin verlegt?

Und noch eins: Die Männer dürfen das Haus auch verlassen, sagt der Leiter, dennoch ist es womöglich besser, hier mit ihnen zu sprechen.

Das soll mir recht sein.

Ich sag's nur. Welche Sprachen können Sie sprechen?

Englisch, Russisch, aber das ist hier wohl nicht so – der Leiter schüttelt den Kopf – und auch Italienisch.

Gut, dann fangen wir hier an.

Der Leiter klopft und öffnet eine der Türen, ohne auf Antwort zu warten, so wie ein Arzt oder Pfleger auf einer Krankenstation. Und wie auf einer Krankenstation sieht der Besucher nun etliche Liegen mit Bettzeug. Auf manchen liegen Männer und schlafen, andre Betten sind leer, hinten hat sich einer an die Wand angelehnt und hört mit Ohrstöpseln Musik. Auf der Liege ganz vorn, die quer vor einen Fernseher gerückt ist, sitzt eine massige Gestalt, daneben drei andre. Eigentlich möchte Richard gleich wieder hinausgehen. Aber der Leiter stellt ihn schon vor: Ein Professor, Interviews für ein Projekt, ein paar Fragen. Im Fernseher läuft eine Sendung

über Fischfang. Man sieht Fische in Netzen, Männer in orange-farbener, wetterfester Kleidung, man sieht Boote im Sturm und viel Wasser. Wissen die Männer hier überhaupt, was das ist: ein Professor? Reisetaschen sieht Richard unter den Liegen, Schuhe sind paarweise unter dem Fensterbrett aufgereiht. Manche von den Schlafenden sind so in ihre Decken gewickelt, so reglos und still, dass sie wie Mumien aussehen. Der massige Mann, der auf der Liege vor dem Fernseher sitzt, nickt ihm zu und sagt: No problem.

Dann lass ich Sie jetzt allein, sagt der Leiter und verabschiedet sich.

Der Mann trägt ein rotes T-Shirt mit einem unlesbaren Schriftzug quer über den Leib. Dann geht es also doch nicht allen Flüchtlingen schlecht, denkt Richard, wenn der Kerl so massiv ist. Der Mann nickt ihm zu, zieht das Laken auf der ihm zunächst stehenden Liege zurecht und bietet ihm einen Platz an. Nicht in der Straßenhose auf ein bezogenes Bett. Aber es gibt hier keinen Stuhl. Ob es das Wort *Straßenhose* in Grimms Wörterbuch gibt? Der Fischfang ist ein hartes Geschäft, besonders im Winter. Der mächtige Mann, der hier offenbar derjenige ist, der Entscheidungen trifft, stellt sich vor: Er heiße Raschid. Und der hier sei Zair, der sei Abdusalam, und der Lange heiße Ithemba. Und er? Richard heißt er, und bedankt sich für die Bereitschaft der Männer, mit ihm zu sprechen. Dann zieht er seinen Fragenzettel hervor.

Etwas später steht in seinem Notizbuch: Der Norden Nigerias muslimisch, der Süden christlich. Die Christen flohen aus Kaduna, als die Scharia eingeführt wurde. Kaduna? Sprachen sind unter anderem: Yoruba und Hausa. Yoruba? Hausa? Die

dem Yoruba-Volk angehörenden Leute sind meistens Christen. Raschid ist Yoruba, allerdings Moslem. Hausa-Leute dagegen meist Moslems. Aber natürlich nicht alle, die Hausa als Sprache beherrschen. Die Sprache Hausa wird auch in Ghana, im Sudan, in Niger und Mali gesprochen und verstanden. Auch Arabisch verstehen die meisten. Die Männer in diesem Zimmer sind alle aus Nigeria, aber aus verschiedenen Gegenden. Raschid kommt aus dem Norden, nicht von der Küste, wie zum Beispiel Abdusalam. Nigeria hat eine Küste? Zair ist bei Abuja geboren. Abuja? Die Hauptstadt. Es gibt auch ein Ghana-Zimmer, ein Niger-Zimmer und so weiter. So haben wir es auch auf dem Oranienplatz mit den Zelten gemacht, dann kennt man sich besser aus, sagt Raschid. Also hier, in Zimmer 2017, sind wir sozusagen in Nigeria. Ja, sozusagen. Einer der Schlafenden schnarcht jetzt sehr laut, aber keiner von den anderen lacht darüber oder scheint das überhaupt zu bemerken. Der mächtige Kerl, Raschid, und Zair, der neben ihm sitzt, waren auf demselben Boot. Welche Vegetation gibt es in Ihrem Land? Gab es Haustiere? Haben Sie einen Beruf gelernt? Als die italienische Küstenwache die Flüchtlinge aufnehmen wollte, sind alle auf die eine Seite des Boots gelaufen, um gerettet zu werden, darum ist das Boot dann gekentert. Die Tür geht auf, ein schwarzer Mann schaut herein, sagt etwas in einer dem Besucher unverständlichen Sprache, Hausa vielleicht, bekommt eine Antwort – und ist schon wieder fort. Haben Sie eine Schule besucht? Raschid kann nicht schwimmen. Er hält sich an einem Kabel fest und bleibt so über Wasser, auch Zair kann nicht schwimmen, er klettert, während das Boot kippt, über den in die Luft ragenden Rand auf die Unterseite des Bootes und wird von dort gerettet. Was war in Ihrer Kindheit Ihr Lieblingsversteck? Aber 550 von

800 sind ertrunken. Auf dem Fernseher sind nun viele Fische auf einem Fließband zu sehen, Frauenhände in Gummihandschuhen greifen nach ihnen und machen mit großen Messern innerhalb von Sekunden aus den Fischen Filet. In Hamburg haben sie sich wiedergetroffen, Raschid und Zair. Und sich sofort erkennt. Der Schlafende schnarcht noch immer. Auf demselben Boot waren sie. 550 von 800 sind ertrunken. Richard will nicht mehr wissen, wie es um die Fischproduktion bestellt ist. Deswegen sagt er: *Erinnert sich einer von Euch vielleicht an ein Lied? Ein Lied? Nein. Der nicht und der nicht und der nicht. Aber Abdusalam. Zum ersten Mal hebt der kurz den Kopf, er hat bisher noch kein Wort gesagt, vielleicht schämt er sich, weil er einen Silberblick hat. Der Fernseher wird, wie Richard es gehofft hat, nun leise gestellt, und Abdusalam schaut wieder nach unten, auf seine Hände, und beginnt zu singen.*

Jeder in Nigeria kennt dieses Lied. Das Eyo-Festival auf der Insel von Lagos. Lagos? Ithemba, der Lange, hält Richard das zerbrochene Display seines Telefons mit einem Foto hin: Weiße Hüte, weiße Kleider bis zum Boden und weiße Bärte und Netze vor den Gesichtern, so geben die Geister ihrem verstorbenen König das letzte Geleit. Manche von ihnen vollführen Sprünge, auf dem Foto krümmen sie sich einen halben Meter über der Erde, es sieht so aus, als kämen sie gerade aus der Luft und wollten nun landen. Am Sonntag verkündigen die Geister mit den schwarzen Hüten die Prozession für den drauffolgenden Sonntag, am Montag die mit den roten, am Dienstag die mit den gelben, am Mittwoch die mit den grünen, am Donnerstag die mit den purpurfarbenen Hüten.

Was macht ihr eigentlich hier so den ganzen Tag, fragt Richard mitten hinein in sein eigenes Nicken über dem zerbrochenen Display, und ist froh darüber, dass sich im Englischen die Frage, ob Sie oder ob Du, nicht stellt. Es könnte sein, dass er in Wahrheit die Männer duzt – sie hinter der Fassade des indifferenten englischen *You* deutsch denkend duzt. Aber warum eigentlich? Nicht einmal seine Studenten hat er jemals geduzt. Wir wollen arbeiten, sagt jetzt der große Raschid, aber wir bekommen keine Arbeitserlaubnis. Es ist schwer, sagt Zair, sehr schwer. Ein Tag ist genauso wie der andre, sagt der lange Ithemba. Wir denken und denken, weil wir nicht wissen, was wird, sagt Abdusalam und schaut nach unten. Richard würde gern etwas antworten, aber ihm fällt keine Antwort ein. Nach nicht einmal einer Stunde des Zuhorens ist er erschöpfter als nach einer seiner Vorlesungen an der Uni. Wenn eine ganze Welt, die man nicht kennt, auf einen einstürzt, wo fängt man dann an mit dem Sortieren? Er sagt, er müsse jetzt gehen, aber er komme wieder. Er habe Zeit, um alles in Ruhe zu hören. Zeit.

Nachdem er die Tür hinter sich zugemacht hat, dreht er sich noch einmal um, um sich die Zimmernummer zu merken. 2017 steht an der lindgrünen Tür, es ist die dritte von links. Und danach kommen noch sechs oder sieben weitere lindgrüne Türen. Auf der rechten Seite genauso. Am Ende, dort wo der Gang nach rechts abbiegt, ist ein Fenster mit Aussicht auf eine braun verputzte Wand, auf dem Fensterbrett stehen ordentlich aufgestellt drei Paar Schuhe. Erst jetzt fällt ihm auf, dass das Neonlicht, das den Gang erhellt, von Zeit zu Zeit flackert.

Als Richard am nächsten Tag wieder da ist, erklärt ihm der Sicherheitsdienst, ein Betreuer würde gleich kommen und ihn hinaufbegleiten, allein dürfe er nicht ins Gebäude. *Wsjo w porjadkje*. Anderthalb Jahre lang waren die Flüchtlinge mitten in der Stadt, jeder hätte mit ihnen sprechen können, auch er, vor ein paar Wochen noch, auf der Parkbank. Aber von dem Moment an, in dem sie eine *Vereinbarung* unterzeichnen, muss man sie auch verwalten. Bürokratische Geometrie, diesen Begriff hat er vor einigen Tagen in dem Buch eines Historikers über die Auswirkungen des Kolonialismus gelesen. Die Kolonisierten wurden durch Bürokratie erstickt. Gar nicht der ungeschickteste Weg, sie am politischen Handeln zu hindern. Oder wurden hier nur die guten Deutschen vor den bösen Deutschen beschützt? Das *Volk der Dichter* beschützt vor der Gefahr, noch einmal das *Volk der Mörder* zu heißen? Ein Propangaskocher in so einem Zelt auf dem Oranienplatz könne leicht einmal ins Kippen geraten, hatte in einem der anonymen Internet-Kommentare zu einem Zeitungsartikel gestanden, als der Platz noch von den Afrikanern besetzt war. Hatte der Senat also die Afrikaner in Sicherheit gebracht oder vielmehr sich selbst? Im letzteren Fall wäre das, was getan wurde – die wirkliche Unterbringung der Flüchtlinge in einem besseren Quartier – also nur eine Maske. Und was dann dahinter? Welches *eigentliche Handeln* hinter dem, was man sah? Wer spielte hier wem etwas vor? Richard, wie jeder, könnte natürlich der Mann mit dem Propangaskocher sein. Die Afrikaner wussten bestimmt überhaupt nicht, wer Hitler war, aber dennoch: Nur wenn sie Deutschland jetzt überlebten, hatte Hitler den Krieg wirklich verloren.

Die Betreuerin, die ihn abholt und hinaufbringt, ist eine feine, ältere Dame. Am Billardzimmer vorüber, das diesmal leer ist, die Treppe, die rankenförmigen Gitter, das milchfarbene Licht, das flackernde Licht im Gang, die lindgrünen Türen. Die Betreuerin klopft und öffnet die Tür zu 2017, genauso, ohne auf Antwort zu warten, wie es bei seinem ersten Besuch der Leiter des Heims getan hat. In 2017 liegen wieder ein paar Gestalten in ihren Betten und schlafen, unter ihnen vielleicht Raschid, Zair, Ithemba, Abdusalam, das kann Richard von hier aus nicht erkennen, jedenfalls läuft der Fernseher nicht, und niemand reagiert auf die geöffnete Tür.

Die Dame macht die Tür wieder zu und geht weiter, zu 2018, klopft, drückt die Klinke herunter, aber die Tür ist verschlossen.

In 2019 klopft sie und öffnet, links an der Wand steht ein Bett, auf dem sitzt einer und schreibt. Ist das nicht der, den Richard auf dem Oranienplatz mit dem Fahrrad gesehen hat? Ein ganz Junger ist das, mit wilden Locken, als die Betreuerin fragt, ob er Lust habe, mit dem Professor zu sprechen, wirft er zum Zeichen der Einwilligung den Kopf kurz nach hinten, wie ein bockiges Pferd. Er legt die Seite, die mit deutschen Vokabeln schon ganz vollgeschrieben ist, neben sich auf das Bett, über seinem Kopf hängt an der Wand eine Liste der unregelmäßigen Verben: *gehen, ging, gegangen*. Erst jetzt, als Richard den einzigen Stuhl im Raum zu sich zieht, um sich zu setzen, sieht er, dass auch auf den anderen beiden Betten Menschen unter den Decken liegen und schlafen. Das macht nichts, sagt die Betreuerin, als sie sieht, dass er zögert, sie nickt ihm zu und geht wieder hinaus. Das macht also nichts. Einen Moment lang ist er davon erschreckt, dass diese jungen Männer hier plötzlich so alt sein müssen. Warten und Schla-

fen. Mahlzeiten, solange das Geld dazu reicht, und ansonsten Warten und Schlafen.

Aus welchem Land bist du?

Da ist schon wieder das Du. Aber vielleicht liegt es auch am Alter. Sein Enkel könnte der Junge sein. Und sieht so aus, wie er sich Apoll immer vorgestellt hat.

Del deserto, antwortet der Junge auf Italienisch.

Richard hat, zusammen mit seiner Frau, mehrere Sprachkurse in der Toskana gemacht, den ersten im Sommerurlaub gleich nach dem Mauerfall. Aus Liebe zu Dante.

Warum kannst du Italienisch?

Wir hatten ein Jahr lang Unterricht. Im Lager. Das Wort *Lager* sagt der Junge auf Deutsch.

In Lampedusa?

Nein, danach, auf Sizilien.

Die griechischen Tempel in Agrigento. Und der Mann auf dem Motorrad, der seiner Frau im Vorbeifahren die Handtasche weggerissen hat. Wie in ein 2500 Jahre umfassendes Diorama war er in Antike und Kapitalismus zugleich eingestiegen. Jetzt wiederholt er seine Frage:

Aus welchem Land bist du?

Aus der Wüste.

Wenn Richard nur wüsste, wie groß genau die Sahara ist.

Aus Algerien? Dem Sudan? Niger? Ägypten?

Zum ersten Mal kommt ihm der Gedanke, dass die von den Europäern gezogenen Grenzen die Afrikaner eigentlich gar nichts angehen. Kürzlich hat er, als er die Hauptstädte gesucht hat, wieder die schnurgeraden Linien im Atlas gesehen, aber erst jetzt wird ihm klar, welche Willkür da sichtbar wird an so einer Linie.

Aus der Wüste, nun gut.
Aber jetzt lächelt der Junge, wohl über ihn, und sagt: aus Niger.

Dann muss das also das Niger-Zimmer sein. Aber welches Volk in Niger wohl lebt? Richard fragt:

Bist du auch ein Yoruba?

Nein, Tuareg.

Und schon weiß er wieder nichts. *Touareg* ist eine Automarke. Einmal hat er etwas gehört mit blauen Schleiern für Männer. Aber sonst?

Vater? Mutter?

Nein, keine Eltern.

Keine Eltern?

Der junge Mann wirft den Kopf nach hinten. Das kann *Ja* heißen oder *Nein*.

Hast du keine Familie?

Der Junge schweigt. Warum sollte er einem fremden Mann sagen, dass er nicht weiß, warum er nie Eltern hatte? In der Wüste gibt es viel Platz. Wenn man weiß, wie die Dünen wandern, kann man den Sand unter dem Sand wiedererkennen. Dass er nicht weiß, ob seine Eltern noch leben. Zur Zeit seiner Geburt gab es Kämpfe. Vielleicht gehörten seine Mutter oder sein Vater zu denjenigen, die von den nigrischen Soldaten unter Sand lebendig begraben wurden. Oder zerhackt. Oder bei lebendigem Leib verbrannt. Hier und da haben Leute solche Geschichten erzählt. Vielleicht auch wurde er seinen Eltern geraubt. Sklavenarbeit jedenfalls musste er machen, solange er denken kann. Bei den Kamelen, den Eseln, den Ziegen, von morgens bis abends. Warum sollte er einem fremden Mann die Narben zeigen, die die Schläge der so-

nannten Familie an seinem Kopf und an seinen Armen hinterlassen haben? Totschlagen wollten sie ihn. Befreundet war er nur mit den Tieren.

Wenn die Mutter oder der Vater arbeiten müssen, bleibt man bei der Tante, sagt der Junge.

Verstehe, sagt Richard.

Einer der Schlafenden dreht sich auf die andere Seite und zieht die Decke wieder fester um sich.

Welche Sprache hast du zu Hause gesprochen?

Tamashek.

Das ist die Tuareg-Sprache?

Ja.

Und verstehst du auch Hausa?

Ja.

Und Arabisch?

Ja.

Und Französisch?

Ja.

Und jetzt lernst du Deutsch?

Ja.

Du kannst gut schreiben, sagt Richard und zeigt auf das Blatt Papier, das neben dem Jungen auf der Bettdecke liegt.

Nur deutsche Buchstaben.

Soll er dem fremden Mann sagen, dass die Kinder der Herdenbesitzer mit ihren Müttern vor den Zelten saßen und im Sand Tifinagh schreiben lernten, die Tuareg-Schrift, während er die Kamele noch einmal melken musste, bevor es Nacht wurde? Er hat die Schriftzeichen im Sand gesehen, die der Wind bis zum nächsten Morgen wieder verwehte, hat sie auf

Schwertern gesehen, auf Lederhäuten und auf den Felsen mitten in der Wüste: das Kreuz, den Kreis, die Dreiecke und Punkte – und hätte gern gewusst, was sie bedeuten. *Sehen, sah, gesehen*. Aber er war ein *akli*, ein Sklave. Nur die Sterne konnte er lesen. Die sieben Schwestern der Nacht, der Krieger der Wüste, das Mutterkamel und das Kleine.

Oder hatten ihn seine Eltern einfach vergessen?

Oder verkauft?

Erst jetzt sieht Richard, dass der Junge auf jeder Wange vier Striche untereinander in die Haut eingeritzt hat.

Was ist das für ein Zeichen?

Das ist ein Tuareg-Stammeszeichen.

So.

Richard fragt und bekommt Antwort und weiß trotzdem nicht weiter.

Wie habt ihr gewohnt?

Der junge Mann nimmt sein Telefon, sucht und zeigt ihm schließlich ein Foto, darauf ist eine große runde Hütte mit einem kuppelförmigen Dach zu sehen.

Apoll hat also ein internetfähiges Handy.

Drei Männer bauen an einem Tag so eine Hütte, erklärt er, aus Schilf, Palmblättern, Lederhäuten, geflochtenen Matten und Stöcken. Wenn man weiterzieht, sagt er, legt man die Hütte nieder und geht – die Blätter, das Schilf, die Asche vom Feuer, das verschwindet alles bald wieder in der Wüste.

Aber die Lederhäute und Matten nimmt man mit?

Ja, und die Stangen. Bäume sind selten.

Und das Geschirr, den Hausrat, die Kleidung, alles, was man besitzt, nimmt man mit?

Ja.

Und alles, was man besitzt, passt auf ein paar Kamele?

Ja.

Richard und seine Frau haben vor zwanzig Jahren bei ihrem Umzug ins Haus schon allein achtzig Bücherkartons gepackt, ganz abgesehen von den Kisten mit Geschirr, Wäsche und Anzihsachen, von den Möbeln, den Teppichen, den Bildern, den Lampen, dem Klavier, der Waschmaschine, dem Eisschrank. Ein großer LKW war bis auf den letzten Zentimeter vollgestellt gewesen mit allem, was sie besaßen.

Und Lebensmittel natürlich, sagt der Junge.

Für wie lange?

Manchmal für zwei, manchmal für drei Monate, das hängt vom Weg ab.

Zwei Monate oder drei Monate?

Ja. Man belädt die Kamele, wiederholt der Junge, legt die Hütten nieder und geht. Er macht mit den Händen eine Geste, die zeigen soll, wie flach das ist, was man zurücklässt, und sagt: wie am Oranienplatz.

Der emeritierte Professor, der hier an einem Tag so vieles zum ersten Mal hört, als sei er noch einmal ein Kind, begreift nun plötzlich, dass der Oranienplatz nicht nur der Platz ist, den der berühmte Gartenbauarchitekt Lenné im 19. Jahrhundert konzipiert hat, nicht nur der Platz, an dem eine alte Frau täglich ihren Hund ausgeführt, oder ein Mädchen auf einer Parkbank zum ersten Mal ihren Freund geküsst hat. Für einen Jungen, der unter Nomaden aufgewachsen ist, ist der Oranienplatz, den er anderthalb Jahre bewohnt hat, nur eine Station auf einem langen Weg, ein vorläufiger Ort, der zum nächsten vorläufigen Ort führt. Beim Abriss der Hütten, der für den Berliner Innensenator ausschließlich ein

Politikum war, hat dieser Junge an sein Leben in der Wüste gedacht.

Richard fällt ein, wie er bei einem Seminar im Süden Österreichs mit einem Wiener Kollegen zwischen Weinreben spazierte, als dieser Kollege auf einmal stehenblieb, die Luft tief einsog und ihn fragte, ob er das auch riechen könne: Der Scirocco komme aus Afrika bis über die Alpen und bringe manchmal sogar den Wüstensand mit. Und wirklich, auf den Weinblättern sah man den feinen, rötlichen Staub, der aus Afrika kam. Richard hatte mit dem Finger über eines der Blätter gewischt, und gemerkt, dass sich für ihn mit dieser kleinen Bewegung plötzlich Blickwinkel und Maßstab verschob. Und auch jetzt war so ein Moment, in dem er sich daran erinnerte, dass der Blick eines Menschen ebensogut war wie der eines andern. Im Sehen gab es kein Recht und kein Unrecht.

In diesem Moment klopft jemand und öffnet die Tür einen Spalt – ein Gesicht, das er noch nicht kennt.

Awad sei sein Name, er habe gehört, dass da jemand sei, der seine Geschichte hören wolle. Er wohne in Zimmer 2020, gleich nebenan. Gibt Richard die Hand, nickt und ist schon wieder hinaus.

Und jetzt?, fragt Richard den Jungen.

Nichts, sagt der.

Bekommt ihr eigentlich Geld hier?, fragt er.

Ja, seit zwei Wochen, sagt der Junge, aber das ist nicht gut, ich will lieber Arbeit.

Arbeit.

Arbeit.

Er muss jetzt gehen, diese Gespräche strengen ihn mehr an, als er gedacht hätte.

Ich komme wieder, sagt Richard, so wie man es zu einem Kranken sagen würde, von dem man nicht weiß, ob er die Nacht übersteht. Oder ist er selbst vielleicht der Kranke? *Verderben, verdarb, verdorben*. Die beiden anderen Männer auf ihren Liegen schlafen noch immer. Er verabschiedet sich von diesem Jungen, der so aussieht, wie er sich Apoll immer vorgestellt hat.

Im Supermarkt, der früher *Kaufhalle* hieß, stehen beim Eingang die Flaschen mit Wasser, Limonade und Bier. Dann kommt das Brot, dann das Obst, das Gemüse. Gurken, Eisbergsalat. Im Kühlfach Würstchen und Käse. Meerrettich noch, Zahnpasta, Küchenrolle und Socken, Feueranzünder im Regal kurz vor der Kasse, und Batterien für sein Radio im Bad, alles zusammen macht 32,90 Euro, warten Sie, ich hab Kleingeld, oder soll ich mit der Karte, nein, müssen Sie nicht, geht schon, ist schon in Ordnung. Das ist seine Welt, ist inzwischen die Welt, in der er sich auskennt. Lebensmittel für zwei oder drei Monate auf einmal hat er noch nie eingekauft, nicht einmal während des Vogelgrippealarms. Seine Einkaufszettel schreibt er zu Hause immer schon in der Reihenfolge der Regale im Supermarkt, so wie er jetzt durch die Halle geht. Auf dem Totenbett noch wird er wissen, auf welcher Palette das Bier steht.

14

Am Donnerstag sucht Richard die Papiere für seine Steuer zusammen, telefoniert mit der Krankenversicherung, und lässt in der Autowerkstatt die Winterreifen montieren. Erst am Freitag geht er wieder zu dem Ziegelgebäude, der Aus-

72